

# Der Luxus des Gehens

Unterwegs im Norden Botswanas: Selbst die Tiere wundern sich über die Wanderer, wenn deren Jeep im Camp bleibt

Robson, wie spät ist es, bitte? Diese Frage stellt Vaughan etwa alle halbe Stunde. Immer dann, wenn sich die Buschwanderer im Schatten einer Schirmakazie erholen; wenn Vaughan vom Ebenholzbaum erzählt, der so schwer ist, dass er in Wasser nicht schwimmt. Die Frage leitet ein Ritual ein. Robson lehnt sich seinen Wanderstock an die Brust und rückt mit der rechten Hand seine Uhr zu. Das Armband ist ihm zu weit, die Damenuhr hat er von einer Amerikanerin geschenkt bekommen; die Uhr baumelt lose an seinem zierlichen, schwarzen Handgelenk. Robson sagt die Uhrzeit, und Vaughan verkündet, wie lange es noch dauert, bis man das Camp erreicht.

Natürlich spielt es überhaupt keine Rolle, wie spät es ist an einem Wintervormittag im Buschland im Norden Botswanas. Doch das Ritual erzählt viel vom Leben des weißen und des schwarzen Mannes in Afrika. Abends am Lagerfeuer bekommen Besucher mehr als einmal das Bonmot zu hören, Weiße hätten zwar die Uhr erfunden, Afrika hingegen habe Zeit. Robson, der schwarze Buschmann, hatte in seinem Leben viel Zeit. Zeit, fünf Frauen gleichzeitig zu heiraten, viel Bier zu trinken, so dass ihn von den Ehefrauen vier verließen; sechs Kinder großzuziehen, als Jagdführer zu arbeiten und nebenbei als Mediziner. Ein Großteil dieser Zeit ging spurlos an ihm vorbei. Auf den Touren spaziert er flott einher, ein drahtiger, kleiner Mann, der sich blendend gehalten hat mit seinen 73 Jahren. Lesen und Schreiben hat er nie gelernt, aber er kennt die Uhr. Deshalb spielen Robson und Vaughan täglich ihr Uhrenspiel.

## Vier Giraffen im Busch

Die beiden führen Besucher zu Fuß durch das Selinda Reservat. Es liegt unweit des Flusses Linyanti, der wiederum verbunden ist mit dem Okavango-Delta. Das Camp ist nur per Buschflieger zu erreichen. Von Maun, dem Städtchen im Norden Botswanas mit Supermärkten, Autbedarf, Farmausrüstern und einem blitzneuen Internetcafé, dauert es mit einer achtsitzigen Propellermaschine eine gute halbe Stunde. Wer sich nicht auf seinen Magen konzentrieren muss, sieht unter sich die Ausläufer des Binnendeltas und unendliche, staubbraune Ebenen mit grünen Buschtopfern. Kein Gnu, nirgends. Dass hier Tiere leben sollen, erscheint unvorstellbar. Auf einem fußballfeldlangen Streifen aus festgewalzter Savanne treift der Flieger aus, ein Jeep wartet.

Nicht selten haben die Urlauber aus Europa bis zu diesem Zeitpunkt nur ein Flugzeug nach dem anderen gewechselt, sind in immer kleinere Maschinen umgestiegen, seit mehr als einem Tag. Das erste Mal seit Stunden spüren sie frische Luft um die Nase, es ist später Nachmittag, die Hitze legt sich. Eine halbe Stunde dauert nun die Fahrt bis zum Camp; gerade will sich das Auge an den weiten Horizont gewöhnen, da staksen vier Giraffen durch den Busch. Damit hat keiner gerechnet. Es folgen auf der Fahrt ins Camp vier Zebras und eine Büffelherde, ein Adler mit Beute in den Klauen, kreisende Geier, Paviane und ein Flusspferd, Warzenschweine und ein Trupp Elefanten.

Vaughan empfängt die Ankommenenden im Selinda Camp. Er weiß, das wird morgen ein schwerer Tag. Die Tiere Afrikas haben sich an Geländewagen gewöhnt und genehmigen diesen eine zutrauliche Nähe. Menschen zu Fuß sind ihnen suspekt, niemals würden sie diese so nah heranlassen. Also muss Vaughan Erwartungen dämpfen: So viele Tiere werde man die nächsten



Robson, ganz in Khaki ein Bild von einem Safari-Guide, führt die Besucher zu Fuß zu den Tieren, die hier nicht in einem Nationalpark, sondern in absoluter Wildnis leben. Angesichts einer Schildkröte haben sie nichts zu befürchten und können sich bäuchlings heranrobben, um sie aus nächster Nähe abzulichten. Fotos: Schäfer

Tage nicht sehen. Aber schon der Anblick Vaughans entzückt die Besucher, denn er entspricht bis aufs Haar der Vorstellung eines Safari-Guides. Er kleidet sich ganz in Khaki, wie alle Menschen hier draußen, einschließlich der Urlauber. Er spricht das schnoddrige Englisch seiner südafrikanischen Heimat, bewegt sich aber so verhalten wie ein britischer Gentleman, der die Räume der National Geographic Society betritt, um von seinen Savannen-Abenteuern zu erzählen. Er wirft nicht mit Großwildjäger-Sprüchen um sich, sondern verbreitet feine Ironie. Seit 25 Jahren arbeitet Vaughan Volker im Busch, in Ländern des südlichen Afrikas. Er war Parkwächter, Wildhüter und Jagdführer, lebte in Namibia, Simbabwe und Botswana, und seine Frau Shirley zog immer mit ihm mit.

Im Morgengrauen versammeln sich die Wanderer. Die Karawane zieht los. Vaughan geht vorweg, aufrecht und bedächtig, er schultert ein Gewehr. Ihm folgt Robson, der Tracker, der das Wasser für die durstigen Weißen trägt. Mit seinem langen Stock räumt er den Weg frei von Dornen und Schlangen. Den beiden folgen fünf Wanderer; mehr können in den Zelt-Camps nicht mehr übernachten. Übertrieben luxuriös sind diese Camps nicht, es gibt Kübel-Duschen, ein Abendessen und kühles Bier. Der eigentliche Luxus ist die Einsamkeit, das Ausgesetztsein. Niemand sonst als drei kleine Gruppen sind auf den 1350 Quadratkilometern in der Selinda-Konzession unterwegs.

Lange gehen wir durch die Savanne, mäßig aufgeregt, zu sehen sind nur Bowlingkugeln aus Elefantentendung und betongraue Termitenhügel, die aus dem Gras herausragen. Adrenalin-Gras nennen sie das, und Vaughan drängt darauf, dass wir dicht hintereinander gehen. Erst abends wird er den seltsamen Gras-Namen erklären, so hoch steht es, dass nicht zu sehen ist, ob zwei Schritte vom Weg entfernt Löwen liegen. Das sorgt für Adrenalin, jedenfalls beim Guide, der Safari-Wanderer ahnt nichts, er pendelt von Arglosigkeit zu Angst und wieder zurück. Vaughan warnt vor Dornen, die auf dem Weg liegen und sich durch feste Schuhsohlen arbei-

ten, aber was ist mit schwarzen Mambas in den Büschen dort drüben? Eine Zebraherde zieht vorbei und nimmt das Entzücken der Schauenden mit sich, aber Vaughan erklärt, es habe böse Unfälle mit ihren Hufen gegeben. Gefährliche Zebras? Wie verhält es sich dann erst mit Hyänen, Leoparden, Flusspferden und Rhinozerosen? Mit Elefantenbullen, Moskitos, Skorpionen und Tse-Tse-Fliegen?

## Unbesiedeltes Land

Das Linyanti-Reservat ist eine menschenleere Gegend, dank der Tse-Tse-Fliege. Nicht etwa, weil das Insekt Menschen so zusetzen würde, doch für Rinder sind Stiche der Tse-Tse-Fliege tödlich. Aus diesem Grund haben sich im Okavango-Delta und in den mit den Wasserarmen verbundenen Lyanti-Sümpfen nie Nomaden aufgehalten. Weidewiege zog hier nicht durch, Rinderfarmen konnten nicht angelegt werden. Weder Schwarze noch Weiße ließen sich hier nieder.

Das ist das Spektakuläre im Norden Botswanas: fast unberührte Natur, völlig unbesiedeltes Land. Das macht so eine Reise zu einem Ausflug ins Paradies mitten in Afrika. In der unendlichen Weite können sich Tiere ungestört ausbreiten, mehr als 100 000 Elefanten leben angeblich hier. Wer je in dieser Region auf Wildbeobachtung unterwegs war, ist für immer verloren für alle privaten Game-Reservate, denn jeder noch so riesige Besitz mit Großwild wird ihm wie ein Zoo erscheinen.

Bei 100 000 Elefanten erhöht sich für Besucher die Chance, etliche von ihnen zu Gesicht zu bekommen, doch unübersehbar sind die durch das größte Tier Afrikas verursachten Umweltschäden. Vaughan führt uns zu einem ruinierten Baobab, einem riesigen Affenbrotbaum. Die Dickhäuter haben den Stamm von allen Seiten bearbeitet, der mehrere hundert Jahre alte Baum wird es nicht überleben. Halb so viele Elefanten, das wäre ein verträgliches Maß, spricht Vaughan aus, was sich wenige zu sagen trauen. Obwohl er selbst nicht mehr als Jagdguide arbeitet, befürwortet er die ohnehin streng limitierte und reglementierte Jagd.

Während Vaughan dies erzählt, gräbt Robson eine dicke Wurzel aus. Robson möchte in seinem fernen Heimatdorf als Mediziner arbeiten. Gern zeigt er Naturheilmittel wie den wilden Salbei, der gegen Moskitos hilft, und natürlich gibt es auch ein Potenzmittel, den „Sausage Tree“, auf deutsch Leberwurstbaum genannt. Dessen phallische Früchte würden ausgekocht und der Sud getrunken. Robson kennt noch stärkeren Zauber: drei Wurzeln, ausgebleicht wie Hühnerknöchelchen, die er in einem Papiertütchen in seiner Brusttasche aufbewahrt. Hat er diese dabei, ist er geschützt vor Elefanten und Löwen. „Der Löwe sieht mich, aber er kommt nicht näher“, sagt Robson. Die Wurzeln heißen Visa Visa, Robala und erstaunlicherweise Shomi, das bedeutet „show me another – zeige mir noch eins“, so Robson. Das ist wieder so ein Moment, in dem der Gast zu zweifeln beginnt. „Zeig mir noch eins“ als Name für eine Medizin? Robson blitzt der Schalk aus den Augen. Könnte es nicht auch so gewesen sein, dass er genug davon hatte, nach immer mehr Zaubermitteln gefragt worden zu sein und das Shomi erfand?

Und so denkt der Gast auch, wenn ihm eingeschärft wird, er dürfe nachts vom Lagerfeuer nicht allein, sondern nur in Begleitung bis zu seinem Zelt gehen. Das klingt so, als wolle man die Städter ein wenig das Fürchten lehren. Aber Vaughan garniert die Warnung mit den entsprechenden Geschichten. Von dem Barkeeper einer Lodge, der nur kurz nach hinten ging, um Getränke aus dem Lager zu holen. Auf dem Weg lagen Löwen, er machte den Fehler, loszurennen. Von dem Pärchen aus Frankreich, das seine Flitterwochen in einem Camp verbrachte. Der Mann übernachtete auf der Bank vor dem Zelt, und eine Hyäne holte ihn sich.

Buschwerk drängt in die flache Landschaft, aus ihr heraus lugt der gefleckte Kopf einer Giraffe mit dem bliasierten Gesichtsausdruck einer britischen Lady, die beim High Tea gestört wird. Die Giraffe schreitet auf ihren langen Beinen davon, hält die immergleiche Distanz zu den Wanderern. Ein Pavian-Clan strömert vorbei. Sie sind Halbstarke, die durch die Stadt

ziehen und nach Ärger Ausschau halten. Längst ist der frische Morgen in der Mittagshitze verflimmert. Im Camp wartet Shirley mit einem Tablett voller Gläser geleisten Zitronentees.

Unterm Vordach des Zeltes steht ein olivgrüner Regiestuhl. Davor liegt im 180-Grad-Panorama die Savanne, eben und endlos. Einige Büsche und Bäume ragen hervor. Wie diese Büsche nur so grün sein können. . . Es ist heiß. Der Grad der Hitze spielt so wenig eine Rolle wie die Uhrzeit. Wind bläst über die Ebene, doch selbst im Schatten fühlt es sich an, als fahre er in eine Feuerstelle direkt vor dem Zelt und wirble die glühende Luft auf. Du kannst nicht lesen, nicht schlafen, nur sitzen und schauen. Zeit sickert in dich hinein.

Mark nimmt uns zu einem Game drive mit, einer Fahrt im kurzen Abendlicht. Auch Mark ist einer der weißen Nomaden des südlichen Afrikas. Parkranger, Wildhüter, Safariguide, jeder Beruf, der ihm nicht zu lange an einen Ort band, war dem Südafrikaner recht. Wie auch Vaughan und andere Mitarbeiter zieht er alle paar Jahre ein Camp weiter, von Land zu Land, nicht wie die afrikanischen Nomaden den Viehherden hinterher, sondern den Gästen voraus. Sie haben sich die Unabhängigkeit der Besitzlosen bewahrt, gepaart mit einer Freiheit im Geist. Die Bangigkeit der weißen Farmer, die seit zwei oder zehn Generationen auf ihrem riesigen Land sitzen, mehr oder weniger berechtigt, und nun um ihre Farmen fürchten, fällt sie nicht an.

Mark weiß, wo die Elefanten baden. Sie trotten auf eine Wasserstelle zu, es ist eine Herde, eine Großfamilie, bestimmt fünfzig Tiere, alte Onkels halten Wache, Kühe und Kinder vergnügen sich. Sie waten durchs Wasser, das rauscht wie die Brandung eines Ozeans, sie bespritzen sich, laden Staub auf sich, sie trompeten, sie lassen sich Zeit. Dann trotten sie davon, zielstrebig, als hätte ein Gong zu einer Verabredung geläutet. Staub flirrt ihnen im Abendrot hinterher. Im Wasser erhebt sich das Hippo, das hier wohnt. Es reißt sein Maul so weit auf wie die Motorhaube eines Jeeps. Die Botschaft ist klar: Auch für euch ist es jetzt Zeit zu gehen. Mark fährt in den Schatten einer Schirmakazie, packt die Kühlbox aus. Er steht da, in Khaki, mit einem Bier in der Hand, lässt seine großen grünen Augen zum Horizont wandern und sagt: „Der Busch kriecht dir unter die Haut, die Gerüche, die Ruhe, die Weite. Das lässt dich nie mehr los.“ Mark trägt auch keine Uhr. Dafür afrikanische, kupferne Armbänder und Messingreifen.

## Informationen

**Impfungen:** Empfohlen sind die üblichen Schutzimpfungen wie Polio, Diphtherie, Tetanus und eine Malaria-Prophylaxe.

**Anreise:** Direktflug mit Air Namibia von Frankfurt nach Windhoek/Namibia, von dort weiter nach Maun, ab 1000 Euro, dann weiter ins Camp mit kleinen Buschfliegern, etwa 130 Euro.

**Selinda-Reservat:** Es liegt in der Region des Linyanti-Flusses im Norden Botswanas. Im Reservat gibt es zwei feste Camps und zwei einfachere Zelt-Camps. Eine Übernachtung mit Vollpension inklusive Wanderungen oder Jeep-Ausfahrten kostet pro Person ab etwa 300 Euro. [www.linyanti.com](http://www.linyanti.com).

**Reisearrangements über:** Bush Legends, Fenchelring 3, 65195 Wiesbaden, Tel. 0611/988 96 96, E-Mail: [marion@bushlegends.com](mailto:marion@bushlegends.com) Exclusive Travel Choice, Im Banngarten 10, 61273 Wehrheim, E-Mail: [info@etcmarketing.de](mailto:info@etcmarketing.de), [www.exclusivetravelchoice.com](http://www.exclusivetravelchoice.com)

## ABENTEUERREISE ARGENTINIEN UND CHILE

## Süddeutsche Zeitung | Leserreisen

in Kooperation mit TUI LT Special Tours

REISEN SIE MIT ANDEREN SZ-LESERN QUER DURCH SÜDAMERIKA

REISETERMIN: 20. NOVEMBER BIS 10. DEZEMBER 2005



Diese Reise für naturverbundene Abenteurer verspricht das ganz große Erlebnis. Starten Sie in Buenos Aires, der Tangometropole, wo der abendliche Besuch einer Tango-Show ein unbedingtes Muß ist. Beim Anflug auf Ushuaia – die südlichste Stadt der Erde – leuchten Ihnen die Gletscher der Cordillera entgegen. Durchwandern Sie die Nationalparks von Feuerland und Los Glaciares. Bizarr und atemberaubend ragen die Bergmassive des Fitz Roy und des Cerro Torre in den Himmel. An zwei Wandertagen durchstreifen Sie die Bilderbuchlandschaft des Torres-del-Paine-Nationalparks in Chile. Das Kontrastprogramm von der wild zerklüfteten Fjordküste Chiles finden Sie in Mendoza, dem „Land der Sonne und des guten Weines“. Nach Wanderungen und Überlandfahrten, die von Naturerlebnissen geprägt werden, tauchen Sie in Santiago de Chile wieder in die Faszination einer Millionenmetropole.

### DIE REISEHÖHEPUNKTE

**Buenos Aires:** Auf einer Stadtrundfahrt zeigen wir Ihnen u. a. die Plaza de Mayo mit der Casa Rosada, den Präsidentenpalast und die Kathedrale sowie das alte Hafenviertel la Boca. Am Abend laden wir Sie zu einer der berühmten Tango-Shows ein.

**Beagle-Kanal:** Während der Schifffahrt auf dem Beagle-Kanal unterwegs zum Leuchtturm Les Eclereurs können Sie viele subarktische Vogelarten und Kormorane beobachten. Hinter wilden Küstenabschnitten zeigen sich in der Ferne schneebedeckte Berge.

**3 Tageswanderungen:** Es erwarten Sie anspruchsvolle Touren mit unterschiedlichen Schwierigkeitsgraden durch traumhafte Landschaften.

**Nationalpark Torres del Paine:** Der 2420 km<sup>2</sup> große Nationalpark Torres del Paine in Chile ist wegen seines Tier- und Pflanzenreichtums, seiner Gletscher und markanten Felsen wohl einer der schönsten Parks in Südamerika.

### EINGESCHLOSSENE LEISTUNGEN

- Linienflüge mit Lufthansa von Frankfurt nach Buenos Aires und zurück von Santiago de Chile
- Innerdeutsche Anschlussflüge und Inlandsflüge
- Alle Transfers, Besichtigungen, Boot- und Überlandfahrten laut Programm
- Übernachtungen in Hotels der Mittelklasse, in einzelnen Nationalparks auch in Mehrbettzimmern mit Gemeinschaftsbad
- Vollpension während der Tageswanderungen und des Trekkings, sonst Teilverpflegung
- Trekking Permits in den Nationalparks
- Örtliche, deutschsprachige Reiseleitung, u. v. m.

### REISEPREIS PRO PERSON

4.290 EURO

Im Doppelzimmer

4.660 EURO

Im Einzelzimmer

### VERANSTALTER:

**Hauser**  
exkursionen

Fordern Sie noch heute telefonisch den ausführlichen Sonderprospekt an und lassen Sie sich vormerken.



0 18 05-00 41 13

Ansprechpartner: Frau Gabriele Seemann



04 21-3 22 68 89



[sz-leserreisen@tui-lt.de](mailto:sz-leserreisen@tui-lt.de)

(2 Cent p. Min./Mo.-Fr. von 9-18 Uhr)



Hapag-Lloyd Reisebüro  
Theatinerstraße 32  
80333 München